

# Theologisches Literaturblatt.

Unter Mitwirkung

zahlreicher Vertreter kirchlicher Wissenschaft und Praxis

herausgegeben

von

Prof. D. Chr. E. Luthardt.

Erscheint jeden Freitag.

Abonnementspreis vierteljährlich 2 M. 50 P.

Expedition: Königsstrasse 13.

Insertionsgebühr pr. gesp. Petitzelle 30 P.

Urquhart, Rev. John, Die neuen Entdeckungen und die Bibel. Sancti Aurelii Augustini Episcopi De Civitate Dei Libri XXII. Mariano, Raffaele, Il primato del Pontifice Romano.

Marens, Ernst, Die exakte Aufdeckung des Fundaments der Sittlichkeit und Religion und die Konstruktion der Welt aus den Elementen des Kant. Les Saints.

Langsdorff, Lic. theol. Wilh. von, Neuere evangelische Perikopen nebst Apostelgeschichte. Sathianadhan, Krupabai, Saguna. Zeitschriften. — Verschiedenes. Personalien. Eingesandte Literatur.

## Um ungesäumte Erneuerung des Abonnements ersucht die Verlagshandlung.

Urquhart, Rev. John, Die neuen Entdeckungen und die Bibel. Vom Verf. autorisirte Uebersetzung. Stuttgart 1900, Max Kiemann (XVI, 333 S. gr. 8). 4 Mk.

Der Verf. dieses apologetischen Buches hat sich bereits durch mehrere populäre Schriften auch in Deutschland bekannt gemacht als einer, der mit glühendem Eifer die buchstäbliche Wahrheit des Bibelwortes zu vertheidigen und zu beweisen sucht. So hat auch dies Buch den Zweck, Beweise zu bringen für die Wahrheit des Alten Testaments. Was wir bisher in konservativen Tageszeitungen, pastoralen und populären kirchlichen Blättern an Urtheilen über das Buch lasen, war, kurz gesagt, ein einziges überschwängliches Loblied. Wir vermögen nicht, in dasselbe einzustimmen. Von einem populär schreibenden Apologeten verlangen wir, dass seine populäre Darstellung auf dem Grunde strengster Wissenschaftlichkeit ruhe; nicht als ob sie nun mit wissenschaftlichem Ballast überladen sein müsste, nein! Der Fachmann soll nur den steten Eindruck haben: hier redet ein gründlicher Sachkenner, hinter dessen so scheinbar leicht gefälligen Urtheilen sich die genaueste Kenntniss verbirgt. In dieser Hinsicht ist Urquhart's Buch völlig unzureichend. Mag sein, dass der Verf. sogar ägyptische und babylonische Texte im Original lesen kann — wir möchten es allerdings stark bezweifeln, denn z. B. steht die Sintflut-tafel auf dem Titel wie auf S. 44 auf dem Kopf! — mit seinem Verständniss der Texte ist es trotz seiner Belesenheit in der älteren assyriologischen Literatur schwach bestellt. Wir heben nur einiges hervor. S. 33 heisst es, dass de Sarzec's Funde bis an den Beginn der menschlichen Geschichte zurückführen. Das ist eine krasse Uebertreibung. S. 43 erfahren wir nichts über die heutige Würdigung und Ansicht, welche solche Gelehrte wie Jensen und Delitzsch, Zimmern und Hommel über den babylonischen Schöpfungsbericht äussern — weil vieles davon nicht apologetisch für Urquhart verwendbar ist, wird es verschwiegen. Gleichwohl war ihm (oder nur dem sehr gewandten Uebersetzer?) die Akademieabhandlung von Delitzsch über den Schöpfungsbericht bekannt! S. 45 muss jeder Assyriologe die wohl nach Sayce gefertigte Uebersetzung mit vielen Fragezeichen versehen. S. 46 führt der apologetische Uebereifer, im geringsten Anklang apologetisches Material um jeden Preis zu wittern, den Verf. dazu, den At (⌘) apa mit Adam zu identifizieren, weil pa von irgend jemand fälschlich ma gelesen ist. Ein Werth ma für das Zeichen pa, hat ist weder im Babylonischen noch im Sumerischen nachweisbar. Obenein ist die Atapa-Legende gar keine babylonische, sondern unbekanntem kleinasiatischen oder ägyptischen Ursprungs; sie gehört zum Amarna-Funde, welcher Umstand allein schon verwehren musste, derartige Experimente mit dem Namen Atapa vorzunehmen, um daraus ein unmögliches „Adama“ zu machen. Das ist ein neuer Beweis, dass Urquhart sein Textmaterial apologetisch ausnutzt, ohne es selber lesen zu können. Ein weiterer Beweis textlicher Unkenntniss findet sich S. 70, wo

geredet wird von den Menschen, dass sie „zurückkehrten zu dem Staub, von dem sie genommen worden“. Hier sind die von uns gesperrten Worte ein rein phantastischer Zusatz des Verf.s oder eines von ihm benutzten Autors, werden aber durch die „—“ als Uebersetzung, also im babylonischen Text vorhanden ausgegeben. Was bietet aber der Text? Nichts als: „meine Menschen sind Erde geworden“. Wir meinen, auch die beste Absicht, der biblischen Wahrheit zu dienen und sie zu stützen, kann derartige tendenziöse Textinterpretationen nicht entschuldigen. Der Verf. ist eben auf einem nicht für ihn gangbaren Felde gestrauchelt. Noch schlimmer wird die Sache, wo er beginnt zu etymologisiren, am allerschlimmsten aber da, wo, wie auf S. 87, in leidenschaftlicher Weise gescholten wird auf solche, welche im Pentateuch die Hand verschiedener Verfasser erkennen, obgleich doch nicht alle diese sich anmassen, Wort für Wort auseinanderzuklauben. Solche Tonart ist keine Apologetik! Doch iam satis. Wir haben vielfach einen unerquicklichen Eindruck von diesem Buche gehabt, und so wird es jedem gehen, der die Argumente Urquhart's quellenmässig zu prüfen vermag. Ge-fallen hat uns Urquhart's Stellung zu den geologischen Problemen, aber da wir uns als grosse Laien in diesen Dingen fühlen, fürchten wir, dass wir auch hier in ebensolcher Weise günstig urtheilen, wie die oben erwähnten Rezensenten aus dem Pfarrerstande günstig geurtheilt haben, weil ihnen die schwache Begründung des assyriologischen Theiles als völligen Laien nicht kontrollirbar war. Jedenfalls hat dies Werk die Lücke nicht ausgefüllt, welche die Apologetik seit einiger Zeit aufweist. Es fehlt ein Buch, welches die assyrischen Texte, die apologetisch verwertbar sind, bespricht, nöthigenfalls in Umschrift und Uebersetzung mittheilt, und vor allem festlegt, wozu ein Text nicht missbraucht werden darf. Dazu ist nöthig, aufmerksam zu machen, welche früher gezogenen Schlüsse von Smith, Rawlinson, Oppert, Lenormant etc. heute keine Geltung mehr beanspruchen können. Dies letztere ist eine besonders dringliche Aufgabe, da die Apologetik, auch die wissenschaftliche, oft in unverantwortlichster Weise mit dem assyriologischen Material wirthschaftet. Die Sache liegt thatsächlich so, dass jeder theologische Exeget sich aus der assyriologischen Literatur die ihm in seinen Kram passende Ansicht heraussuchen kann und als „die“ Ansicht „der“ Assyriologen ausgeben darf. Ein solcher Zustand darf nicht weiter bestehen. Ein „Handbuch der inschriftlichen Apologetik“ ist eine dringende Nothwendigkeit; Vorarbeiten liegen genug vor in Schrader's Werken, in der Keilschriftlichen Bibliothek und verstreut in den deutschen und ausländischen Zeitschriften. Der Verf. müsste freilich Assyriologe und nicht-darwinistischer Alttestamentler zugleich sein, aber deren haben wir ja und in Sachsen sogar mehr als einen.

Dr. R. Z.

**Sancti Aurelii Augustini Episcopi De Civitate Dei Libri XXII.** Recensuit et commentario critico instruxit Emmanuel Hoffmann. Pars I Libri I—XIII. (Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum editum consilio et impensis Academiae Litterarum Caesariae Vindobonensis Vol. XXXX [Pars I, Sect. V]). Pragae, F. Tempsky; Vindobonae, F. Tempsky; Lipsiae MDCCLXXXVIII, G. Freytag (XVIII, 660 S gr. 8). 19. 80.

Augustin's Schrift vom Gottesstaate ist uns in ununterbrochener Folge der 22 Bücher nur in jüngeren Codices erhalten: ältere Handschriften überlieferten allein einzelne Theile des Gesamtwerkes. Um mit diesen wichtigsten Quellen zu beginnen, so nimmt der ehrwürdige, in Halbuncialen geschriebene Codex der Lyoner Stadtbibliothek (L., saec. VI) wohl den ersten Platz ein, zumal er frei von jeder Interpolation ist. Leider weist er Lücken auf und hat durch Schmutz und Feuchtigkeit erheblich gelitten, sodass die Zeilen am Rande arg verstümmelt erscheinen. Ursprünglich vollständig, enthält er jetzt auf 138 Blättern nur noch die ersten fünf Bücher, und auch diese nur abzüglich einiger Abschnitte, die mit ihren Lagen resp. Blättern in Verlust gerathen sind. Einen Ersatz des Schadens bringt ein zweites Lyoner Manuskript (A, s. VIII), welches die Bücher 1—14 enthält. Hiervon sind Buch 1—5 aus L abgeschrieben, jedoch ist der Anfang (Fol. I—VI) nicht dem ursprünglich noch vollständigen L entnommen, sondern derselben Vorlage, aus der Buch 6—14 (I) stammen.

Eine dritte Handschrift, der Cod. Corbeiensis (C. s. VI), jetzt in der Nationalbibliothek zu Paris, umfasst die neun ersten Bücher und war bis dahin nur aus den Lesarten bekannt, die Dübner in seiner Ausgabe (Paris 1838) in den Anmerkungen erwähnt hatte. Bekanntlich durfte dieser Gelehrte nicht nach den (Pariser) Handschriften emendiren, sondern musste sich vielmehr allerhöchster Weisung fügen „ne quidquam novaret in textu Benedictorum, nisi ad vitium tollendum esset apertum, vel gravium testimoniorum consensus integer et nulli dubitationi obnoxius aliquid expelleret, adderet inbetretve mutari“. Ein bemerkenswerthes Beispiel der unfreien, ängstlich überwachten Forschung im Machtbereich der Römischen Kirche! Da so jedes planvolle Arbeiten von vornherein unmöglich gemacht war, verlor die Aufgabe für Dübner wohl ihren Hauptreiz, und dieser Gelehrte ist denn auch gar nicht zu einer richtigen Werthschätzung des Corbeiensis und der anderen Pariser Handschriften vorgedrungen. Wenn irgend etwas, so zeigt gerade dieser Vorgang, wie verdienstlich das Unternehmen der Wiener Akademie ist, bei dessen Durchführung Vorbehalte, wie die oben erwähnten, selbstverständlich ausgeschlossen sind. Doch zurück zum Corveyer Manuskript. Nach Hoffmann's Ansicht steht C, der, so lange man von L nichts wusste, — also bis zu den Vorarbeiten dieser Ausgabe — als lauterste Quelle des Augustintextes galt, jener älteren Handschrift an Güte nicht gleich. Er geht aber auf denselben Archetypus mit L zurück und stimmt meist zu ihm; bei Abweichungen ist seine Fassung die minderwerthige. — Der Codex Veronensis (V), der spätestens ins siebente Jahrhundert gehört, gibt den Text vom 11. bis 16. Buche. Durch viele Schreibfehler und einige Interpolationen sticht er von den ersten Handschriften ab. Von den jüngeren Codices mag es genügen, einen das Gesamtwerk überliefernden Patavinus (P, saec. XIV) zu erwähnen, den Hoffmann den besseren Handschriften beizählt. Er geht gewöhnlich mit LCV und hat an einigen Stellen sogar allein die zutreffende Lesart. Für die Textkritik der ersten Hälfte reichen die erwähnten Quellen in der Regel aus, so viele ihrer auch sonst noch vorhanden sind; denn De civitate Dei ist im Mittelalter ausserordentlich viel gelesen, abgeschrieben und dabei immer fehlerhafter gestaltet worden. Die kritische Leistung der Benediktiner beurtheilt der neue Herausgeber sehr abfällig, und er stellt sich damit in Gegensatz zu anderen modernen Augustinkritikern, z. B. Zycha. Indessen darf dabei nicht übersehen werden, dass die verschiedenen Schriften Augustin's eine sehr ungleiche Ueberlieferung haben und auch in ihrer Verständlichkeit grosse Unterschiede aufweisen, sodass die Behandlung je nachdem auf leichtere und schwierigere Aufgaben stösst und die Resultate

demnach ganz verschieden ausfallen können. Und De civitate Dei macht zweifellos recht bedeutende Ansprüche an seine Herausgeber, sodass man sich hierbei wohl erklären könnte, dass den Mauriner Brüdern die Arbeit nicht geglückt ist. Freilich was Hoffmann ihnen vorwirft, bleibt bei alledem unverzeihlich. Nach seiner Beobachtung haben sie ihren Zweck für erreicht gehalten, wenn sie einen lesbaren Zusammenhang hergestellt hatten, unbekümmert um die Zuverlässigkeit oder Unzulänglichkeit ihrer Textzeugen. Selbst willkürliche Aenderungen, die dem erwähnten Zwecke dienten, werden ihnen hier zur Last gelegt („vel ipsi tradita verba in eum finem immutarunt!“). Die dafür angeführten Beispiele (S. XVIII) lassen sich nicht weglegen, und so lange man nicht Codices beibringen kann, die an den betreffenden Stellen mit den von den Benediktinern aufgenommenen Lesarten übereinstimmen, wird der Vorwurf der Fälschung — denn dieser liegt doch thatsächlich in den angeführten Worten vor — zu recht bestehen bleiben. Grössere Anerkennung findet bei Hoffmann die Ausgabe Dombart's, der mit eindringlichem Scharfsinn den Text zu bessern und auf rationelle Grundlage zu stellen suchte, jedoch nur Stückwerk schaffte, da sein handschriftlicher Apparat unzulänglich ist. Dass der neueste Herausgeber, ein tüchtiger Philolog und insbesondere ein hervorragender Kenner der Latinität, sich nicht eifertig mit seiner Aufgabe abgefunden hat, kann man schon aus den Notizen über die Anfertigung seiner Kollationen schliessen, die er bereits in den sechziger Jahren begonnen hat. Er ist also einige dreissig Jahre an diesem Werk thätig gewesen, hat alles wiederholt geprüft und überlegt, seine Ausgabe darf darum den Anspruch erheben, als vorbildlich zu gelten. Nach einer kurzen und knappen Belehrung über das einschlägige diplomatische Material, das in der Praefatio besprochen ist, folgt gewissermassen als literarhistorische Vorbemerkung das 43. Kapitel aus dem zweiten Buche der Retraktionen Augustin's, in dem sich der Autor über Zeit, Anlass, Zweck und Einrichtung seines „grande opus“ (De civitate Dei) verbreitet. Im übrigen haben wir es mit der bei den Wienern üblichen Einrichtung zu thun. Jedoch vermissen wir vorn den *Conspectus Codicum mancriptorum*, der sonst in diesen Ausgaben der schnelleren Orientirung halber beigegeben zu werden pflegt. Ebenso würde man es gern sehen, wenn man auf jeder Seite des Textes beim kritischen Kommentar eine Zusammenstellung derjenigen Handschriften fände, die in dem betr. Abschnitte benutzt sind, wie dies in einigen früheren Bänden der Sammlung durchgeführt ist. Bei wechselnder Grundlage kommt für gelegentlichen Gebrauch ein solcher Index sehr zu statten. Die Varianten sind in ausreichender Weise mitgetheilt worden. Auch bei diesem Bande Augustin's ergibt sich, dass die wesentliche Thätigkeit des Herausgebers der richtigen Bestimmung und Auswahl der Ueberlieferung zu gelten hat, und dass der Konjekturenkritik nur ein geringer Raum zukommt. Hoffmann lässt denn auch fast überall die beste oder wenigstens annähernd zuverlässigste Fassung der Handschriften in den gebührenden Platz einrücken. Dass bei der Konkurrenz gerade der besten Handschriften einmal Zweifel über die Entscheidung aufsteigen können, weiss jeder, der auf diesem Gebiet gearbeitet hat. So möchten wir es beanstanden, dass Hoffmann 32, 30 *sanevaletudo* statt *sana valetudo* schreibt, da letztere Lesart doch eine recht gut beglaubigte ist; ferner 47, 8 *ipse*, da doch das besser überlieferte *ipso* einen guten Sinn gibt und den Zusammenhang durchaus nicht stört; gewiss wäre auch uns *ipse* lieber, aber es scheint uns doch äusserlich weniger gesichert. Aus gleichem Grunde bleiben wir 59, 13 bei *opinionis*, dem ohnehin der Zusatz *vanae* die Bedeutung gibt, die die andere Lesart *opinationis* deutlicher gewähren soll. Ebenso halten wir 74, 8 *sunt* statt *sint* fest; ferner 86, 13 *inputant* statt *increpitant*; 102, 24 *statutis* statt *statis*; 459, 2 *crebuerant* statt *crebuerunt* und lassen 432, 4 *si* mit V und Dombart aus. Dagegen halten wir 40, 24 die Aufnahme von Theobrotus (für Cleobrotus) bei einem Autor, der in Cicero's Schriften so bewandert ist, wie Augustinus, für unthunlich; überdies liest der nicht schlechte Cod. α (A. Dombart's) *cleobrotus*. Hoffmann's Berufung im Kommentar auf 9, 30 ist unfindbar. — Wo der Herausgeber gelegentlich zu eigenen

Aenderungen gegriffen hat, ist er behutsam zu Werke gegangen und wird mit seinen Ergebnissen kaum auf Widerstand stossen; so, wenn er 502, 6 *alternantem*, 537, 17 *vel appellationem*, 546, 1 *isto sole* herstellt. Annehmbar ist auch 509, 3 *plurima eventura*; doch möchte Ref. noch lieber *plurima e ventura* (*valetudine*) lesen. Ueber einige andere Stellen möchten wir unsere Aeusserungen vor der Hand zurückhalten, da die Emendationen vielleicht zu denen gehören, für die der Herausgeber noch eine besondere Besprechung in Aussicht gestellt hat.

Nach dem baldigen Abschluss eines Werkes wie *De civitate Dei* sehen wir natürlich mit grösserem Verlangen aus als nach dem der Traktate und Exegesen. λ.

#### Mariano, Raffaele, *Il primato del Pontifice Romano.*

*Istituzione divina? Memoria letta alla R. Accademia di scienze Morali e Politiche della Società Reale di Napoli. Napoli, Tipografia della R. Università 1898 (120 p. 8).*

Mariano, protestantenvereinerlicher Neuprotestant, nach dem Muster seines Freundes Gregorovius, wünscht nicht, dass die Italiener Waldenser werden oder Lutheraner, Reformirte, Unirte, Anglikaner, Altkatholiken. Sie sollten „gute Katholiken“ bleiben. Freilich mit einem Kredo eigener Art. Es fehlt darin die monarchische Kirchenverfassung *juris divini*, die Autorität der ökumenischen und mittelalterlichen Konzilien, des Tridentinums und des Vatikanums, der Kirchenväter und des Thomas, die *Cathedra Petri*. Gegen das Wort Gottes ist Pietät wünschenswerth. Freilich darf sie etwas Politik der freien Hand, wie sie sich etwa v. Ammon in der Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion erlaubte, nicht ganz ausschliessen. Die „guten Katholiken“ alten Stils wollen von dieser neuen Konfession so wenig etwas wissen wie Gaetano Negri, dem Religion und Christenthum unheilbare Illusionen sind, Produkte der Dummheit und Schwäche, ohne die Moral und sittliches Volksleben in voller Kraft und Blüthe stehen können, stark gegen die *fumana del disordine e della confusione, che minaccia mandare a sogguadro ogni cosa*. Beiden ist Mariano Freidenker, Hegelianer, Ideolog, der die Quadratur des Kreises sucht, Büchermensch, der Utopien, aber nicht das Wesen einer Kirche kennt. Im Interesse seiner Konfession der Zukunft hatte er in den Arbeiten: *Gli Evangelii Sinottici-Realtà o Invenzione? 1894, Le Origini del Papato, Le Origini del Cristianesimo, La Costituzione della Chiesa (Nuova Antologia 1894/95)* das göttliche Recht des päpstlichen Primats gelegnet, aber auch die Gaunereitheorie verworfen, und denselben als das bald heilsame, bald heillose Resultat geschichtlicher Faktoren dargestellt. Die *Civiltà*, der eine Phantasiedogmatik so nichtig erscheint wie eine Phantasie-moral, replizierte August 1895 in: *Il potere spirituale dei Papi e suoi nuovi assallitori*. In scharfer Tonart korrigirte sie dem Autor Fehler, zu denen ihn Langen verleitet hatte. Leicht konnte sie nachweisen, dass zwischen dieser Auffassung und der katholischen Lehre ein absoluter Gegensatz bestehe, sie also den Abfall von der römischen Kirche einschliesse, zu Gunsten eines konfessionslosen, auf dem Boden protestantischer Antitheologie gewachsenen, radikalen Subjektivismus. Mariano, gereizt durch die herbe Lektion, las zwischen den Zeilen der Vertheidigung der Kirchenlehre: wer glaubt, der Papst ist von jeher zum Statthalter Gottes auf Erden bestellt, hat die ganze Kirche als absoluter Herrscher in seiner Hand, hat allein Recht Sünden zu vergeben, selig zu machen und zu heiligen, der ist ein guter, frommer, wahrer Christ, auch wenn er von dem, was das Gesetz Christi ist und will, keine Ahnung hat, auch wenn er es unaufhörlich mit Füßen tritt, es durch ein Schandleben lästert, wie ein Schwein im Schlamm sich wälzt. Blinder Glaube an des Papstes Allmacht süht Alles. Wer dagegen Gott über Alles und den Nächsten wie sich selbst liebt, die von Gott geoffenbarte Wahrheit, das heilige Evangelium glaubt, der ist schlechter als der Ungläubige, der Atheist, als das verruchteste Geschöpf, wenn er nicht an die Fülle aller geistlichen und weltlichen Gewalt in des Papstes Hand glaubt.

Uneingeschüchtert durch Kritiker, denen er solche Monstrositäten zuschreibt, geht er an die Aktenrevision der Frage.

Sein Gewissen will er darüber beruhigen, ob er sich etwa in der Auslegung der Dokumente, in den Beweisführungen und Schlussfolgerungen geirrt. Natürlich lässt sich auf 120 Seiten ein Gegenstand nicht erschöpfen, über den seit Jahrhunderten debattirt wird, womit sich Kanonisten, Dogmatiker, Dogmen- und Kirchenhistoriker, Polemiker, Symboliker beschäftigen. Weder auf diese Vorgänger noch auf die durch das Vatikanum hervorgerufenen Verhandlungen nimmt die akademische Abhandlung Rücksicht, berührt auch die Einreden der *Civiltà* nicht im Einzelnen. Geklagt wird nur über die Methode, so viel Argumente wie möglich zu erhaschen, aus jedem Halm eine Garbe zu machen, Wasser im Mörser zu stampfen, den Kern der Frage unter Nebendingen zu verstecken, zu viel, also nichts zu beweisen. Mariano liebt summarisch zu verfahren, wenn er die idealistischen und praktischen Motive aufsucht, die bei dem Thurmbau des Primats wirkten.

Mit den patristischen Zeugnissen für den Primat Petri, den Aufenthalt und das Martyrium des Apostels in Rom werden nicht viel Umstände gemacht. Ambrosius, Hieronymus und Augustinus sind aus der Liste der Antiprimitisten infolge römischer Korrektur geschwunden. Nicht zu leugnen ist freilich, dass Ignatius, Dionysius, Irenäus, Tertullian, Cyprian, Eusebius für die römische Kirche als *maxima, antiquissima, ab omnibus cognita, felicissima ac singularis* zeugen für das *O Roma felix, quae duorum Principum es consecrata glorioso sanguine, Horum cruore purpurata, Excelsis orbis una pulchritudines*. Sieht man aber mit Lipsius' scharfen Augen, so zeigt sich, dass sie sich alle durch Clemens Romanus dupiren liessen, der eine Fabel, die er selbst fabrizirte oder übernahm, weiter erzählte. Warum man das glauben muss, bleibt verborgen.

O. Lorenz klagt, wie eine Laokoonische Schlange hat sich die Pseudokritik um die Studien der Geschichte geschlungen. Davon weiss auch die neutestamentliche Exegese und die Geschichte des apostolischen Zeitalters mitzusprechen. Die Tübinger Kritik war als das *Non plus ultra* voraussetzungsloser Wissenschaft in den Himmel erhoben. Wer auf die tendenziösen Fiktionen ihrer historischen Romane, auf die Gewaltthaten gegen die Urkunden, auf die Bodenlosigkeit der Hypothesen zu Gunsten des philosophischen Atheismus binzuweisen wagte, erregte das Mitleid der Wissenden und Allwissenden. Heute wird, wenn auch unter den üblichen Reverenzen, zugegeben, dass die ganze kunstvolle Rechnung durch den Ansatzfehler  $2 \times 2 = 5$  falsch gewesen. Baur hat nicht gewagt, den Brief des Clemens, der in Rom Selbsterlebtes an miterlebende Zeitgenossen schreibt, zu verunächtigen. Dass Clemens einen Mythos tradirt, hatte wegen der Zeitnähe doch Schwierigkeiten. Man griff zu den bekannten Künsten, womit man einen Autor das Gegentheil seiner Worte auszusagen zwingt, gegen den Schriftsteller, von dem Irenäus sagt: er hat noch die seligen Apostel gesehen, Umgang mit ihnen gehabt, ihre Predigt tönte ihm in die Ohren und die Ueberlieferung stand vor seinen Augen. Ein Glück, dass die Pseudokritik die Urkunden wohl misshandeln, aber nicht vertilgen kann. Clemens wird, wie Baur ihn nennt, der älteste und glaubwürdigste Zeuge bleiben für den Aufenthalt und Tod Petri in Rom, wo er nach Ablauf eines so leidensvollen Lebens, Zeugnis ablegend, an den wohlverdienten Ort der Herrlichkeit hingegangen ist. Auch Lipsius, mit Retraktionen nie sparsam, bezweifelte seine Zweifel. Die Unmöglichkeit des Aufenthaltes Petri in Rom hat er so wenig erwiesen, wie den Ursprung der allgemeinen Ueberzeugung davon aus den pseudoclementinischen Dichtungen. Th. Zahn hat das Kartenhaus dieser Kombinationen beseitigt. Er mahnt: der berechtigte Gegensatz gegen die ungemessenen Ansprüche, welche die Bischöfe von Rom seit mehr als einem Jahrtausend auf die Thatsache des Aufenthaltes Petri in Rom gründen, sollte protestantische Gelehrte nicht immer wieder verleiten, die wohlbeglaubigte Thatsache selbst in Abrede zu stellen (Einleitung II, 18). Freilich die patristischen Dikta müssten anders lauten, sollten sie eine feste Stütze der Kirchenlehre vom Primat sein. Höchstens für den Keim derselben zeugen sie. — Nach dem Verhör der Väter kommen die Apostel an die Reihe. Was Paulus sage und verschweige, negire die römische Lehre. Kein Begriff der Organisation der Kirche lasse sich denken, der verschiedener vom paulinischen gewesen

wäre als der vom päpstlichen Primat als geistlicher Oberherrschaft über Kirche und Welt.

Tu es Petrus sei freilich keine Fälschung des ersten Evangeliums. Aber das Wort gelte nicht der Person Petri, sondern ihm nur als allegorischer Personifikation der Totalität der Kirche, als Repräsentanten des Apostelkollegiums. All diesen Bemühungen, die Person Petri zu beseitigen, hat Nösgen (Geschichte Jesu Christi S. 493) das Urtheil gesprochen: „der Herr bezeichnet Petrus als den felsigen Baugrund für seine Gemeinde weder nach seinem natürlichen Wesen, noch wegen der Gabe treffender und einsichtiger Rede, noch um seines Glaubens und Bekenntnisses willen. Denn dieses Bekenntniß hatte Christus ausdrücklich für die Frucht der dem Petrus gewordenen Offenbarung erklärt. Felsengrund konnte Petrus nur heissen, sofern ihm das Bekenntniß als den erkennbar macht, den Gott zum Träger seiner neuen Offenbarung in Christo geeignet erfunden und ein solcher zu werden gewürdigt hatte. Weil Gott nur Persönlichkeiten zu Mittlern und Trägern seiner Offenbarung machen kann, sprach er zu Petrus als Person, er sei der Felsgrund zum Bau der Gemeinde. Petrus und seine Mitapostel behalten diese Bedeutung für die Kirche über ihre geschichtliche Thätigkeit hinaus und nicht nur als Anfänger der Gemeinde“. Jesus, erklärt Zahn, wird die Gemeinde auf den Felsenmann bauen, welcher im Namen der übrigen Jünger das rechte Bekenntniß gesprochen hat, der im Namen dieser Gemeinde als oberster Oekonomos die Regierungs- und Gesetzgebungsgewalt hat. — Das „Pase oves“ ist für Mariano nach Harnack glücklicherweise unecht. Kraft derselben Autorität der unbequeme aus Rom datirte erste Brief Petri. So wird die erwünschte tabula rasa hergestellt. Dass die Echtheit des Schlusskapitels des vierten Evangeliums und des Petrusbriefes von den gläubigen Exegeten siegreich dargethan wurde, scheint Mariano nicht zu wissen. Er vermisst bei seinen kirchlichen Vorgängern die Erkenntniß des Kernpunktes der Frage, über den er selbst nicht klar ist. Man kann die Vorderstellung, den Vorrang, den Vorzug Petri einräumen, also den apostolischen Primat und dessen Ausübung. Man kann den Aufenthalt des Apostels in Rom, eventuell seine dortige, nicht Bisthum gründende, aber wenn auch nur einjährige bischöfliche Thätigkeit und sein verbürgtes Martyrium in der ewigen Stadt zugestehen. Damit bejaht man keineswegs die Sätze der Constitutio dogmatica des Vatikanums über den apostolischen und päpstlichen Primat. Es fragt sich: hat der Herr ebenso unzweideutig, wie er die Fortdauer der Predigt, der Sakramente, des Amtes gewollt, ausgesprochen, geboten hat, auch gewollt, ausgesprochen und geboten: der Apostolat soll durch alle Zeiten nur in Petrus fortdauern und der Apostolat Petri soll sich, entkleidet seines wesentlichen Attributes der unmittelbaren Zeugenschaft, vererben auf alle Bischöfe von Rom, sodass, weil Petrus Apostel und Bischof war, alle römischen Bischöfe auch Apostel sind. Ein Ja auf diese Sätze geben Tu es Petrus, Pase oves nimmermehr.

Nachdem Harnack Mariano geholfen hat, Petrus aus Rom zu verweisen und Petri Cathedra umzustürzen, überrascht die Polemik gegen den Lobredner des Sozinianismus. Es heisst in Bezug auf ihn: nichts, auch nicht das Kleinste, von einem guten Auge unbemerkt Gelassene übersieht er. Die Liebesmühe um Minutien, die der wissenschaftlichen Arbeit heute Eigenart in Kolorit und Ton giebt, übt er in grossem Stil. Es gibt keine Thatsache, Lebensäusserung, Tendenz des Christenthums, die er nicht ins Auge fasste und in den Kreis seiner Forschungen zöge. Kein Autor, kein Produkt der altkirchlichen Literatur entgeht ihm und scheint seiner Aufmerksamkeit unwerth. Nicht nur umfasst und verbucht er alles. Er sucht auch eine Erklärung davon zu geben, die seinen unmittelbaren Eindrücken und seinen dogmatischen, richtiger gesagt antidogmatischen Vorurtheilen entspricht. Er hält sich nicht damit auf, zu prüfen, ob seine Intuition der Geschichte der christlichen Kirche, die er unter dem Zusammenhängen und Häufen von Erklärungen zu Stande bringt, sich halten könne, oder nicht vielmehr an schreienden Widersprüchen zu Grunde gehe und sich nullifizire. Seine Erklärungen, einzeln genommen, bestechen durch überraschende

Neuheit oder Originalität. Hie und da können sie interessant und sehr plausibel erscheinen, als Ganzes bleiben sie ein Irrgarten, ein Gewoge, ein Wechsel von Ebbe und Fluth, ein unentwirrbares Labyrinth. Die Schlüsse lassen an Zusammenhang, Gleichgewicht, organischer Einheit des Gedankens, vor allem an Besonnenheit und Mass viel zu wünschen übrig. In Bezug auf die Umsicht und die Rücksicht, welche die objektive, ideale Wahrheit des Christenthums fordert und die Konkretheit seiner realen Entwicklung, sind sie vielleicht die inkonsequentesten, am wenigsten im Gleichgewichte stehenden, die man sich denken kann.

Der revolutionäre Berliner Theolog muss ausserdem den Vorwurf hören, er fördere den Katholizismus. Erfasst vom radikalisirenden Treiben eines schrankenlosen Subjektivismus, als dem letzten Wort der Reformation, sei er Zugführer der protestantischen Theologen in Bekämpfung des Protestantismus. Mit glühendem, unermüdlichem Eifer suche er den theologischen und kirchlichen Organismus, worin der Protestantismus in Deutschland bestehe, aus den Angeln zu heben. Harnack's Ideal sei eine extreme, grenzenlose, individualistische Atomisirung, ein durch und durch subjektives Christenthum. Im Lichte dieses Ideals gelte seine Thätigkeit als akademischer Lehrer und Autor einzig und allein der Beweisführung dafür, dass nicht nur jede Kirchenordnung der evangelischen Kirche zertrümmert und abgethan werden müsse, sondern auch dafür, dass jede stabile Form der objektiven, allgemeinen, bleibenden Wahrheit sich aufzulösen und zu verflüchtigen habe in der freien Weise jedes Einzelnen, an Christum zu glauben und ihn zu fühlen. Es sei unmöglich, in grösserem Masse Wasser auf die Mühle des Katholizismus zu treiben. Je mehr das evangelische Bewusstsein entnervt, geknickt, ertödet werde, um so mehr würde der Katholizismus sich erheben und auch da Kraft gewinnen, wo man es am wenigsten erwarten sollte. Wäre das evangelische Bewusstsein bestimmt zur Selbstzersetzung durch Auflösung in eine chaotische Masse zerfahrender Atome, so könne man darauf wetten, dass dann nicht der Atheismus und der religiöse Nihilismus, sondern der Katholizismus und das Papstthum eine unverhoffte, unermessliche Ernte halten würden. Früher oder später würden die teologi germanici liberaleggianti und radicaleggianti Ursache haben, an diese Vorhersagung und ihren, sicheren Grund zu denken; Gott gebe, dass es dann nicht zu spät sei. Im reinen Geist des Christenthums wollten sie leben. Aber, um diesen erwünschten Geist zu bekommen, machten sie mit allem Andern kurzen Prozess, mit Kirchen, theologischen Systemen, formulirten Dogmen. Glaubensbekenntnisse seien in ihren Augen Erfindungen, Menschenwerke, die gar kein Existenzrecht hätten. Wie habe aber je ein religiöser Geist in solcher abstrakten, nebelhaften Innerlichkeit bestehen können? Nach der Erfahrung aller Zeiten könne ein religiöses Leben von praktischer Bethätigung seine Ziele nicht erreichen ohne einen Complex von Dogmen, Glaubensartikeln, festen, in bestimmten Formen ausgesprochenen Ueberzeugungen. Die ideologische Bestreitung jedes Bedürfnisses einer Organisation der Kirche gehöre zu den bösen Früchten einer ebenso gewaltthätigen wie anmassenden Bibelkritik. Ihr tägliches Handwerk bestehe darin, die durch uralte Tradition und das Siegel des Glaubens geweihten Dokumente durch Zerlegen, Zerreißen, Zusammenstückeln, Verwerfen zu misshandeln. Getrieben werde der Sport wie die natürlichste Sache von der Welt, ohne jeden Skrupel, ohne zu fragen, ob die Kritik nicht zur Berücksichtigung der historischen Wirklichkeit verbunden sei. Handele es sich doch um Urkunden, die seit Jahrhunderten einen integrirenden Theil der historischen Welt des Christenthums ausmachten, worin der köstlichste Schatz, die unerschöpfliche Quelle der Idealität und Moralität der gebildeten Menschheit enthalten sei. Die erste Pflicht der Kritik sei Respekt, statt das Neue Testament für ein Ding anzusehen, womit jeder nach Belieben umspringen könne.

Die Philippika ist so begründet wie das Prognostikon. Wir müssen noch alle wieder katholisch werden, hat Moltke so wenig im Scherz geäussert, wie Hengstenberg sein wahres Wort vom Untergang der evangelischen Kirche, wenn sie den Rationalismus nicht überwinde. Blicke nur noch die Wahl

zwischen dem Antichristenthum eines pseudoprottestantischen Nihilismus und dem Katholizismus, so würde die Entscheidung für Rom ausfallen. Fr. Perthes schrieb vor siebzig Jahren: müsste ich in Wien leben, dann liesse ich meine Kinder katholisch werden, um ihnen das Christenthum zu sichern. Und der damalige Wiener Protestantismus war Pietismus im Vergleich zum Radikalismus der Modernen. Harnack selbst findet: es drohe uns Katholizismus als System und kirchliche Gesinnung. Mariano sieht ein Vorzeichen der Erfüllung seiner Weisung zu Gunsten Roms in der Beurtheilung und Behandlung der römischen Kirche in Deutschland seit dem Aufhören des Degenschlages ins Wasser und dem Gange nach Canossa. Vom Gipfel des Reiches, dem Kaiser und von den hohen Sphären der andern Fürsten und Würdenträger aus sei sie in die Parlamente und in die gebildete Bourgeoisie übergegangen. Auch hier erhält Harnack eine Rolle, an die er wohl nicht dachte, als er 1896 in der Berliner Akademie die Abhandlung „Das Zeugniß des Ignatius über das Ansehen der römischen Gemeinde“ las. Er mache in den einflussreichen Kreisen Stimmung für den Katholizismus durch seine Betonung der Lichtseiten und des unermesslichen Werthes der alten römischen Kirche. Gebe er doch die grosse Glaubensfestigkeit, die uralte Stabilität des Kredo zu, die Reihe der Hirten, dieser Träger und Vertheidiger der reinen, ursprünglichen Tradition in Bezug auf die Thatsachen und Wahrheiten des Christenthums. Die Wirksamkeit einer solchen Kirche auf die Geschichte der Welt, auf ihr neues, sittliches und religiöses Leben, auf die Entwicklung einer neuen geistlichen Kultur sei von unberechenbarem Werthe gewesen. Im Anhang des Lehrbuches der Dogmengeschichte steigere sich die Apologetik bis zur Apotheose. Mariano befremdet der Widerspruch: Harnack proklamire ein Christenthum, das dem freien, d. h. willkürlichen Fühlen der Atome überlassen sei, und rühme eine Kirche, die sich auf dem Fundament des strengsten dogmatischen Formalismus erhebe. Es sei nicht ausgeschlossen, dass Harnack's Liebe zum Romanismus nicht irgendwie den Eindruck hervorrufen könnte und müsste, es begegne uns in ihm ein Mann, der, ohne es offen zu sagen und ohne sich dessen völlig bewusst zu sein, die Bedeutung der Kirche, der er sich innerlich sehr nahe fühle und die er in Gedanken sehr hoch halte, hervorhebe.

Mariano kann sich beruhigen sowohl über Harnack's praktischen Einfluss in Kirchensachen als über seine Hinneigung zum Katholizismus. Die Kraftprobe solchen Einflusses wäre der Sieg der Agitation zur Beseitigung des Apostolikums gewesen. Sie ist misslungen. Liebe zur katholischen Kirche ist so wenig vorhanden, wie bei Strauss und Baur Sympathie für die Konkordienformel. Ein gläubiger Protestant wird von frommen Katholiken mit dem Blick der Hoffnung angesehen, wenn er über ihre Kirche und ihren Glauben nicht roh schimpft, sondern gerecht, Gutes anerkennend urtheilt, zwischen menschlichen und teuflischen, heilsgefährdenden und heilsvernichtenden Irrthümern unterscheidet, den evangelischen Heilsweg zwar für den einzig sicheren, nicht aber für den einzig möglichen achtet. Fromme, etwas beschränkte Protestanten beschleicht in diesem Fall Argwohn. Mariano versteht eine solche Stellung nicht und würde in sein schwarzes Buch nicht nur Joh. v. Müller, Voigt, auch Friedrich Wilhelm IV. und die Kaiserin Augusta eintragen. Dass katholische Theologen Harnack's Bücher benutzen, kann keinen Verdacht erregen. Kardinal Hergenröther sprach offen aus, es gebe eine Menge gelehrter Dinge, über die ein Protestant ebenso gut informiren könne wie ein Katholik. Harnack's Abhandlung ist für den päpstlichen Primat gar nicht zu verwerthen, wenn auch ein Abbé, der kein Deutsch las, das meinte. Sie lässt Thiersch' wahres Wort unangetastet: „Die geschichtliche Wirklichkeit, wo sie selbst reden darf und nicht durch die Künstelei der Parteisucht entstellt wird, ist eine Macht, welche alle Präntensionen des spezifisch-römischen Katholizismus in Nichts auflöst, wenn er dem Papstthum in der Fülle seiner Macht göttliche Einsetzung und ein unvordenkliches, im Wesentlichen stets gleiches Dasein zueignet“.

Das Schlusskapitel über Gegenwart und Zukunft der päpstlichen Gewalt dürfte die römische Frage diktirt haben. Sie

ist allen ernstest, nicht blinden Italienern, was der Geist Banquo's bei Macbeth's Königsmahl war. Der König Ehrenmann vertauschte die Krone seiner Väter mit der Jakobinermütze, um Italien wie eine Artischoke zu verspeisen und als Inkarnation des revolutionären Nationalgefühls ein mit dem Königstitel begnadigter, dekorativer Präsidialautomat einer demokratischen Republik zu werden. Rom und den Kirchenstaat zu rauben zwangen ihn die Revolution, der er verkauft war, der das Recht verachtende Macchiavellismus, der antireligiöse, materialistische Nihilismus, die Kapitollnartheit, die Alterthumsmanie, der rhetorisch-klassische Aberglaube, der Nationalitätsfanatismus und dessen Kultus von Machtklumpen. Er hatte noch Anlass bitter zu sagen: in Rom lebt ein Gefangener und der ist nicht der Papst. Zola hat sich den Dank aller Antirevolutionären dadurch verdient, dass er im „Paris“ die Kloake des revolutionären Parlamentarismus aufdeckte und dessen Regierung als die denkbar schlechteste an den Pranger stellte. Die Pariser Clique von Ministerstürzern, Portefeuillejägern, Betrügnern, Dieben, Panamisten, Ausbeutern öffentlicher Stellungen, diese Repräsentanten des Triumphes politischer Tugend finden mehr als ihres Gleichen in der Gesellschaft auf Monte Citorio.

Massimo d'Azeglio hatte den Kapitollnarren vorgeworfen, sie ordneten die Zukunft ihres Landes dem problematischen Vergnügen unter, da zu sitzen, wo einst die weissen Feinde der Gallier, die Gänse, gesungen hätten. Als die Helden der vertu, die incorruptibles auf dem ersehnten Ehrenplatze thronen, ergoss sich von da aus eine so entsetzliche Korruption über die Italia una, dass der Name Politiker, Parlamentarier zum Schimpfnamen ward wie in Amerika. Die Verfolgung der Kirche, diese naturnothwendige Aktion der Revolution, stand im Regierungsprogramm „der Befreier“ obenan. Der Atheismus wurde interimistisch Staatsreligion. Die Universitäten wirkten als seine Hochschulen. Das ganze öffentliche Unterrichtswesen ward ihm angeliefert. Wir müssen Herren von Rom sein, um eine neue Religion zu schaffen, hatte der Assassine Mazzini gefaselt, ihre Trinität Luther, Darwin, Victor Emmanuel. Wir können keinen Schritt vorwärts thun ohne das Kreuz niederzuwerfen, proklamirte Ferrari. Alberto Mario überbot beide: die Kirche ist entwaffnet, aber nicht todt, man muss ihr in Rom den Kopf abschlagen und so die Hydra vernichten. Nur wer den Glauben an das Uebernatürliche abwarf, ist ein freier Bürger. Nur aus solchen kann sich ein freies Italien bilden. Wessen Gewissen noch ein Höheres kennt als das Vaterland, der bleibt ein Sklave und fördert die Macht der Reaktion und Hierarchie. Diese Tendenzen beherrschten Parlament und Ministerien. Von Staatswegen ward die Kirche mit dem Interdikt belegt. Die Folgen blieben nicht aus.

Als das alte Kloster Araceli niedergefallen war, damit an seine Stelle sich ein Riesendenkmal Vittore Emanuele's erhebe, wollte ein alter Franziskaner durch den Raum gehen, wo die Erdarbeiter beschäftigt waren. Sie wiesen ihn zurück. Hoch richtete der Greis sich auf, erhob den Arm und verkündete Gottes Gericht über die Diebe und Räuber. Dann ging er weiter, auf seinen Stab gestützt. Niemand wagte ein Wort zu erwidern. Die Gewissen waren geschlagen. Dieses Mal mahlten Gottes Mühlen nicht langsam. Sehr bald bekamen die sie zu fühlen, die kein Wort des Abscheues gehabt hatten für zahllose Eidbrüche, für Frevelthaten des Hochverrathes, der Treulosigkeit, der Räuberei, der Verhöhnung alles göttlichen und menschlichen Rechts. Die Liberalen klagten, wir haben Italien gemacht und vernichtet. Das kleine Piemont war angesehener in Europa als heute Italien. Nie haben hohen Worten so niedrige Thaten entsprochen als hier. Nie hat eine Bewegung mehr verheissen und weniger geleistet als die italienische. Wir müssen unser Volk moralisiren. Alle Universitätslehrer sind Skeptiker. Der Sirokko des Skeptizismus hat die Geister gelähmt und jeden höheren Aufschwung unmöglich gemacht. Das Prinzip der Autorität sinkt mehr und mehr. Rechtspflege und Verwaltung beweisen, wie das sittliche Gefühl schwindet, wie die Gerechtigkeit den Boden verliert. Das Volk bedarf der Religion, und weil wir, seine Vertreter, ihm nie ein Wort von Religion zu sagen haben, weil es unserem Rationalismus und Skeptizismus nicht traut,



darum hört es auf die Stimme des Priesters. Gelingt es uns nicht, den Glauben zu stärken, dann steht eine verhängnisvolle Zukunft bevor. Die korrupte Advokaten- und Streberregierung, ihre skandalöse Verwaltung, ihre empörende Justizpflege, ihre Vergeudung der Staatsmittel, ihre niederträchtige Presse haben dahin geführt, dass sich ein Drittel der Nation um den Papst scharte, alles was katholisch, konservativ, reich, vornehm war, 285 Bischöfe, 20,000 Pfarrer, 1000 Seminare, alle Konvikte und Klöster. Crispi, Verschwörer, Hochverräter, mazzinistischer Bombenfabrikant, Betrüger, Minister prahlte im Parlament: Papst und Vatikan sind mir Luft. Er erhielt von liberaler Seite eine schallende Ohrfeige mit der Antwort: nur ein Tropf und ein Narr kann eine der grössten Geistesmächte der Welt für eine Bagatelle halten. Der alte Garibaldiner Fazzari stimmte zu: Die beste Allianz für Italien ist die Versöhnung mit dem Papste, und was man auch dabei opfern mag, wird reichlich aufgewogen durch den sicheren Gewinn. Azeglio hatte gewarnt: man kann zugeben, es sei möglich, dass einst unsere Nachkommen nur noch die Säulen der Kuppel Michelangelo's sehen, mit Ephen überzogen, von Ruinenbergen umgeben. Aber darauf dürfen wir nicht warten wollen. Die Kuppel von St. Peter ruht auf fester Basis und es scheint mir klug, sie bei unserem nationalen Bau mit in Rechnung zu ziehen. 1899 gesteht selbst Crispi: Italien kommt dem Abgrunde täglich näher und Niemand hat Kraft genug, es zurückzuhalten. Mariano weiss, „der scheinbare Idealismus der revolutionären Generation ist in dem abstossenden Materialismus der ideenlosen Generation der Machthaber umgeschlagen“. So wendet er seinen Blick auf den Papst. Er tadelt Protestanten und Altkatholiken, dass ihnen die Institution des Papstthums ein Produkt der Lüge, des Truges, die apokalyptische Bestie sei, an dem sie nichts als Böses sähen, durch Intoleranz, Verblendung und Hass urtheilsunfähig gemacht. Die Anklage ist grundlos. Es liegt stimmfähigen Protestanten — das blöde Ge-Thümmel mit seinem Wir müssen den Kölner Dom haben, zählt dazu nicht — fern, mit dem göttlichen zugleich das menschliche, historische Recht des Primates für Katholiken zu leugnen. Die protestantischen Regierungen halten den Papst für das menschlich-legitime Oberhaupt seiner Kirche und verhandeln mit ihm in dieser Eigenschaft. Welch ein auch von Katholiken als Meisterwerk anerkanntes Buch ist Hinschius' Katholisches Kirchenrecht! Was Mariano von den grossartigen, segensreichen Wirkungen der Institution für die Einheit der Lehre und des religiösen Lebens zu bestimmten Zeiten ausführt, ist hundert Mal in protestantischen Werken gesagt. Er möchte dieselbe auch in der Zukunft einflussreich sehen durch eine seltsame Metamorphose. Der Papst soll die Kirche reformiren, nicht nur die frommen Spielereien und neapolitanischen Spezialitäten, sondern alles abthun, was der Autor nach seinem religiösen Massstab und Bedürfniss für überflüssig erachtet. Er soll aufhören kirchlicher Monarch zu sein und sich mit der Stellung des Präsidenten einer parlamentarisch regierten Kirchenrepublik begnügen. Solche Nebelbilder tauchten in den Flitterwochen Pius IX. auf. Sie erinnerten an die Pläne, die Schiller's Posa vor Philipp II. ausbreitet. Die Erfolge des Papstthums auf seinem alten Wege sind nicht der Art, dass es Lust fühlen könnte, den proponirten neuen einzuschlagen, d. h. sich zu nullifiziren. 1804, wo es in Agonie zu liegen schien, schrieb der nüchterne Ständlin: der Katholizismus, der nicht so unruhig ist wie der Protestantismus, steht in seiner alten Glorie da, fesselt durch eine anziehende Mystik, hohes Alterthum, reizenden poetischen Anstrich, erhebt sich immer wieder, hat sich auch seinen Papst nicht entreissen lassen. (Johannes v. Müller schrieb an den Rand: wird sich auch wohl nicht.) Niebuhr prognostizierte: die Harmlosigkeit des päpstlichen Stuhles könne bis zu seinem, in den Veränderungen, die Europa bedrohten, unvermeidlichen Untergange, immer nur zunehmen. Sie hat von einem Jahrzehnt zum andern abgenommen und aus der quantité négligeable ist wieder eine europäische Grossmacht geworden, mit der Kaiser, Könige und Parlamente zu rechnen haben. Die Kulturkämpfer hofften in Pius IX. den letzten Papst zu begraben, da die Mächte einen Nachfolger nicht anerkennen würden. Auch diese Rechnung trog wie die Niebuhr's.

Leo XIII. hat die Meinung von der Nullität der päpstlichen Macht so gründlich widerlegt, dass seine Feinde zähneknirschend sich bis zu Innocenz III., dem er im Lateran ein Grabmal errichtete, versteigen, um ein Vorbild seines weltumfassenden Einflusses zu finden. Freilich soll ihnen diese Uebertreibung dazu dienen, die Nützlichkeit der Beraubung des heiligen Stuhles darzuthun. Mariano wagt nicht, es Recht zu nennen, dass man dem Papste Souveränität, Land, Einkommen, Sammlungen wegnahm, ihn nicht zum Unterthan, aber vogelfrei machte und ihn zwang, sich im Vatikan einzuschliessen, um seine Würde vor den Insulten des hohen und niederen Pöbels zu schützen. Er verfielt auch nicht das neue Recht, nachdem das souveräne Volk jederzeit durch die Komödie eines Plebisit seinen Fürsten vom Throne herunterstimmten, ihm den Henker oder den Reisewagen schicken darf. Auf das fait accompli zieht er sich zurück. Sollte er so naïv sein, zu glauben, dass ein Papst es acceptire, d. h. Ja zu der Proposition sage: ich nehme alles, du nimmst was übrig ist und bedankst dich wenn du Lust hast, abgemacht ist die Sache. Gross ist die Hoffnung in dieser Richtung nicht. Ob die Jubiläen der beiden letzten Päpste, die wie König Albert von Sachsen sagen dürften, meine Unterthanen haben mich verzogen, die Geschenke von Millionen aus Händen von Millionen, die Jubelmessen in St. Peter mit 50,000 Theilnehmern ihn skeptisch machen? Ist es dem offiziellen Italien seit 40 Jahren gelungen, die politische und kirchliche Macht der Päpste wesentlich zu mindern und sie so für die Unterwerfung unter das fait accompli mürbe zu machen? Der Verf. schliesst mit dem kleinlauten Geständniss: in Italien ist alles möglich, d. h. die Macht der Dinge kann das ganze fait accompli in die Luft sprengen, wie Gino Capponi sagte, und so der Papst siegen. Bis dahin wird er, wissend Verzicht ist Verlust auf immer, wie Pius VII. Napoleon I. antworten: „wir können nicht, wir dürfen nicht und wir wollen nicht“.

Nach Pius IX. Vertreibung aus Rom erinnerte Friedrich Wilhelm IV. daran, die Päpste hätten das gleiche Geschick schon Dutzend Male erfahren, seien aber immer wieder gekommen. Bekannt ist Thiers' Diktum: qui mange le Pape en crévera. Noch einen Tag vor seinem Tode trat Stahl in Brückenaue an der Tafel wider die Revolution für das gute Recht des Papstes auf das Patrimonium ein. Das entsprach dem Schlusse einer seiner berühmtesten Reden: allerdings die Energie und die List können ungeheure Erfolge auf eine Zeitlang haben und können den Massen imponiren, und seitdem die Bewunderung für die parlamentarische Beredtsamkeit aufgehört hat, scheint die Bewunderung für alles eingetreten zu sein, was durch Energie und List Erfolg hat. Aber den endlichen Sieg behält doch das Recht und der Glaube!

Kalksburg bei Wien.

D. Dr. C. A. Wilkens.

Marcus, Ernst (Amtsrichter in Essen), **Die exakte Aufdeckung des Fundaments der Sittlichkeit und Religion und die Konstruktion der Welt aus den Elementen des Kant; eine Erhebung der Kritik der reinen und der praktischen Vernunft zum Range der Naturwissenschaft.** Leipzig 1899, Hermann Haacke (XXXI, 240 u. 162 S., VIII, gr. 8). 8 Mk.

Ein nüchterner Scharfsinn charakterisirt diese im Rahmen der Kant'schen Philosophie sich bewegenden Spekulationen. Der erste umfangreichere Theil gibt „die Konstruktion der Welt aus den Elementen des Kant“. Der ausgeprägte logische Formalismus wird dieser Bearbeitung der Gedanken der Kritik der reinen Vernunft nicht viele Liebhaber erwecken. Interessanter ist der zweite Theil des Buches: die eigentliche „Aufdeckung des Fundaments der Sittlichkeit und Religion“. Hier werden die Grundsätze, Gegenstand und Triebfedern der praktischen Vernunft, sowie die Dialektik der letzteren entwickelt. Zwar ist dem Verf. „Dialektik überhaupt ziemlich gleichbedeutend mit logischer Spiegelfechterei“ II, S. 120. Aber die Dialektik der praktischen Vernunft ist ihm genau so unentbehrlich, wie das Ding an sich für den Verstand. Dadurch ist die im Titel angekündigte Fundirung von Sittlichkeit und Religion ermöglicht. Im einzelnen finden sich in diesem Zusammenhang manche durch ihre nüchterne Klarheit

bemerkenswerthen Gedanken: „Ich behaupte, dass, wenn das sittliche Streben und Verhalten nicht belohnt wird, das Sittengesetz vollkommen diskreditirt, eine transzendente Prellerei, und sein Verlangen des gerechten Verhaltens ein ungerechtfertigtes und ungerechtes ist“ II, S. 129. Hübsch ist auch die Ehrlichkeit, mit welcher die „jungen Schwärmer“ abgefertigt werden mit ihrem Vorgeben, als wäre das Bewusstsein, „für die Menschheit“ gearbeitet zu haben, eine hinreichende Belohnung, sodass man keine Unsterblichkeit brauche: „Es gibt zwar schwärmerische Handlungen ohne Moral, aber es gibt keine reine ethische, gerechte Handlung ohne das Postulat des transzendenten Glücks und der Unsterblichkeit“ II, S. 46. Ebenso wird aus dem Wesen des Gesetzes mit grossem Nachdruck die „Erlaubniss“ zum Glauben an einen vernünftigen Gott erschlossen. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, dass auch ein solcher rein logisch konstruierender und zudem mit juristischer Unparteilichkeit arbeitender Kopf sich diesen Wahrheiten nicht mehr zu entziehen gewillt ist.

Stuttgart.

Dr. Fr. Walther.

Les Saints (Directeur: H. Joly). Paris 1900, Librairie Victor Lecoffre.

Puech, Aimé, St. Jean Chrysostome (200 p. 12). 2 frs.

Julleville, L. Petit de, La vénérable Jeanne d'Arc (200 p.). 2 frs.

André, Marius, Le bienheureux Raymund Lulle (216 p.). 2 frs.

Von diesen neuesten drei Lieferungen der Lecoffre'schen Hagiologie behandelt jede eine geschichtliche Erscheinung von eigenartiger, aus der Reihe der katholischen „Heiligen“ insgesamt mehr oder weniger stark heraustretender Bedeutung. Gemeinsam ist ihnen nur das äussere Ebenmass ihres Umfangs, sowie die einerseits glatte und schlichte, andererseits effektvolle, ja gelegentlich enthusiastisch erregte Schreibweise (— *style simple, grave, ému, pénétrant*), wozu das Redaktionsprogramm die Mitarbeiter anhält.

Aus Puech's Chrysostomus-Büchlein wird ein Leser, dem es um wissenschaftliche Belehrung zu thun ist, nur wenig derselben gewinnen können. Eine frühere Monographie desselben Verf.s, welche in dem konstantinopler Patriarchen vor allem das sittenreformatorische Wirken und seine dadurch erzeugten Konflikte mit den Machthabern Neuoms ins Auge fasste\*, bot grösseres Interesse, schon weil ihr ein längeres Verweilen beim Gegenstande ihrer Schilderungen gestattet war. Anzuerkennen ist, dass das hier gebotene Lebensbild sich frei hält von ungesund panegyrischem Ton, und dass der Verf. auch aus den Arbeiten deutscher Vorgänger, namentlich Neander's, in gebührender Weise Nutzen zu ziehen verstanden hat.

Etwas mehr einer panegyrischen Darstellungsweise angenähert erscheint das von L. P. de Julleville gezeichnete Bild der französischen Nationalheldin. Von jenen vier Attributen: *simple, grave, ému, pénétrant*, wie sie der Redakteur der Sammlung (H. Joly, der hiebei auf ein einst von Bischof Dupanloup von Orleans aufgestelltes Postulat zurückgreift) als erforderlich für den Stil seiner Heiligenleben bezeichnet, sind dem Verf. die beiden letzteren offenbar wichtiger erschienen als die beiden ersteren. Doch verträgt ja sein Thema einiges Sichgehenlassen in dieser Hinsicht; und der Pflicht des Zurückgehens auf die ältesten und besten Quellschriften hat er im Wesentlichen entsprochen. Zu den von ihm benutzten neueren Hilfsmitteln scheinen wesentlich nur die Arbeiten französischer Forscher zu gehören; auf sein Bekanntsein auch mit der einschlägigen deutschen Literatur (z. B. mit H. Semmig's wichtiger Monographie, s. Theol. Lit.-Bl. 1885, S. 333 ff.) deutet nichts bei ihm hin.\*\* — Selbstverständlich fehlt nicht eine Mittheilung über den Stand der seit 1869 (auf Dupanloup's Anregung) von Orleans aus eifrig betriebenen, aber freilich noch nicht zum Ziele gelangten Kanonisierungsangelegenheit. Das von Leo XIII. genehmigte Dekret der Riten-Kongregation vom 27. Januar 1894, wodurch der Beatifikationsprozess der *venerabilis ancilla Dei Johanna d'Arc* einzuleiten ist, wird im Anhang (p. 193—200) in französischer Uebersetzung abgedruckt.

Eine nicht ganz leichte Aufgabe hatte Marius André, der Biograph des als Märtyrermissionar gefeierten und seliggesprochenen, aber daneben auch als Liebhaber bedenklicher Geheimwissenschaften verrufenen Raymund Lullus († 1315), zu lösen. Herr Joly hat es deshalb für gut

\* Un réformateur de la société chrétienne au IV<sup>e</sup> siècle: St. Chrysostome et les moeurs de son temps. Paris 1891, Hachette.

\*\* Auch von H. Rieks' Versuch, die Jungfrau wegen der Lage ihres Geburtsortes Domremy als Nichtfranzösin darzuthun und für Lothringen zu reklamiren (Die Jungfrau von Orleans; Berlin 1890), scheint er nichts zu wissen. Wenigstens nimmt er p. 3 f., wo man dies hätte erwarten sollen, nicht Bezug darauf.

befunden, seinem Mitarbeiter zu Hilfe zu kommen. Er hat ein Gutachten darüber, ob Lullus wirklich die Verehrung als „Seliger“ beanspruchen könne, von den Neobollandisten de Smedt und Poncelet in Brüssel erbeten und die bejahende Antwort (mit Berufungen auf Erklärungen der Päpste Leo X., Clemens XIII. und Pius VI.), welche er von diesen Gelehrten erhielt, im Vorwort zu dem André'schen Lebensbild mitgetheilt. Gestützt auf dieses Zeugnis — dessen Werth um so höher anzuschlagen ist, weil es von jesuitischer Seite her, d. h. aus einem früher besonders feindlich gegen Lullus gesinnten Kreise von Theologen ergeht — hat der Biograph seine Probleme mit guter Wirkung gelöst, sofern er ebenso wohl den sinnigen Naturfreund und tieffrommen Dichter und Denker, wie den in rastlosem Eifer für sein Missionsstreben sich verzehrenden Märtyrer in dem inhaltreichen und wechselvollen Leben seines Helden zu anschaulicher Darstellung gebracht hat. Seine Arbeit gehört zu den wirklich lehrreichen Bestandtheilen der Lecoffre'schen Sammlung. Dank seiner auf spanischem Boden während mehrerer Jahre mit Erfolg betriebenen Quellenforschungen und seiner Benutzung der besten neueren Vorarbeiten, namentlich der in Bd. XXIX der *Hist. littéraire de la France* enthaltenen gründlichen Darstellung von Lull's philosophischen und theologischen Arbeiten, hat er ein Lebensbild gezeichnet, das auch protestantische Leser zu fesseln vermag, weil es die seinem Helden zukommende eigenthümliche Mittelstellung zwischen Franz v. Assisi und Ignaz Loyola (vgl. Joly's hierauf bezügliche Bemerkung, p. II der Préface) geschickt und in effektvoller Beleuchtung vorführt.

Zöckler.

Langsdorff, Lic. theol. Wilh. von, **Neuere evangelische Perikopen nebst Apostelgeschichte**. Homiletisches Handbuch für evangelische Geistliche zur Behandlung der in den evangelischen Landeskirchen Deutschlands zu Predigtzwecken ausgeschriebenen nicht altkirchlichen Perikopen aus den Evangelien und der Apostelgeschichte. Elf Lieferungen. Leipzig 1899, Richter (IV, 736 S. gr. 8). 11 Mk.

Wer das umfangreiche Buch in erspriesslicher Weise benutzen will, der möchte sich zunächst in den jedesmaligen Grundtext vertiefen, um von hier aus über Gang und Ziel seiner eigenen Auslegung und Behandlung sich klar zu werden und sodann sein Thema nebst den entsprechenden Theilen zu formuliren. Nach diesen Voraussetzungen mag ihm der Einblick in das reichhaltige, aber eben in seiner Vielseitigkeit leicht zerstreuend wirkende Sammelwerk zu Statten kommen und für seine Arbeit gesegnet sein. Speziell für die Apostelgeschichte würden wir allerdings den Lechler Gerok'schen Kommentar unbedingt vorziehen. — Uebrigens ist Langsdorff mit viel Umsicht und Sorgfalt zu Werke gegangen, um seinen Amtsbrüdern zur Behandlung der in den evangelischen Landeskirchen Deutschlands zu Predigtzwecken ausgeschriebenen, nicht altkirchlichen Perikopen aus dem Evangelium und der Apostelgeschichte ein von der Maas bis an den Memel führendes Vademecum zu geben. Da die neueren Perikopenreihen sich untereinander vielfach berühren, war es dem Herausgeber möglich, deren 22 fast durchgehend zu berücksichtigen. Es kam darauf an, zunächst auf Grund der freilich manchmal nicht eingehend genug behandelten Exegese eine analytisch-synthetische Textexposition und sodann einige Predigtsskizzen und Dispositionen zu liefern. Dabei wurde ausgesprochenermassen viel Altes benutzt, „Nicht Erleichterung, sondern Bereicherung für das homiletische Studium sollte dargeboten werden“. Für eine zweite Auflage empfehlen wir eine Theilung in zwei Bände, mit eingehenderer Berücksichtigung des Urtextes und der grundlegenden Schriftgedanken, zugleich mit reicherer Verwerthung des in den apostelgeschichtlichen Perikopen gebotenen Inhalts nach seinem heilsgeschichtlichen Zusammenhang und nach seiner heilsamen Bedeutung für das Gemeindeleben der Gegenwart.

R. Bendixen.

Sathianadhan, Krupabai, **Saguna**. Aus dem Leben einer indischen Christin. Mit einem Vorwort von R. S. Benson. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig 1900, Wallmann (VIII, 335 S. gr. 8). Geb. 3. 80.

Eine hochgebildete und frühvollendete indische Christin zeichnet in diesem selbstbiographischen Bruchstück mit der Anmuth eines treuerhizigen Humors die Eigenart ihres vom Brahmanenthum zum Christenthum emporgestiegenen Elternhauses und vor allem den merkwürdigen Gang ihrer eigenen Jugendentwicklung bis zum zwanzigsten Jahre oder bis zur Verlobung mit dem aus England zurückgekehrten Sohne ihres Gastfreundes in Madras. Mit lebendiger Anschaulichkeit versteht sie Land und Leute zu schildern. Sie weiss sich behaglich mitzuthellen und wird bisweilen in Nebenpunkten etwas breit, während sie andererseits Gesichtspunkte, die beziehungsreich sein dürften, nur ganz kurz berührt. In ihrem Werden kommt viel geistige Kraft in Verbindung mit edler Weiblichkeit zum Ausdruck. Das Interesse des Lesers wird fast unausgesetzt von einer in sich geschlossenen Persönlichkeit gefesselt, welche mit bescheidenster Objektivität den Erfolg und das Ziel ihres selbst durch das Studium der Medizin sich glücklich hindurchringenden Strebens darzulegen vermag, ohne der Frauenemanzipation

das Wort zu reden. Sie bewährte in einer ungewöhnlichen Lebensentwicklung ein gesundes Christenthum, und wusste auch in Zeiten des Leidens ihr Pfund anzulegen; nur um nicht müßig zu gehen, griff sie zur Schriftstellerei. Auf der ersten Seite des Buches tritt uns ein kluger und dabei ausgesprochen asiatischer Frauenkopf entgegen. Darunter befindet sich die offenbar eigenhändige Namensunterschrift der Heldin, die wir als Verfasserin begrüßen, dessen eingedenk, dass sie kurz vor ihrem Heimgang sagte: „Gedenket meiner fröhlich, wenn ich nicht mehr bin“. — Sie behielt bei europäischer Bildung ein liebevolles Verständniß für ihre Landsleute, denen zu Liebe sie bei so manchem von ihr gewählten englischen Ausdruck die gleichwerthige indische Bezeichnung in Klammern beigefügt hat, ein Verfahren, das in der autorisirten deutschen Uebersetzung nicht in der vorliegenden Ausdehnung von nöthen gewesen wäre. Man sollte auch mit der Gründlichkeit nicht verschwenderisch umgehen. Wem wir diese deutsche Arbeit verdanken, wird nicht gesagt. Es scheinen sich verschiedene fleißige Hände in munterem Bunde geholfen zu haben. Es gehört zu den Lichtseiten der Uebersetzung, dass theologische Urtheile, dogmatische oder ethische Aussagen mit starker Bestimmtheit formulirt, scharf ausgeprägt sind (vgl. z. B. S. 67. 69. 71. 94—95 und sonst). Hier begegnet man einem lehrhaften Stil, man glaubt den Professor zu hören, der mit aufgehobenem Finger ausruft: Das muss so sein! Dagegen steht man unter dem Eindruck einer verhängnissvollen Sprachverwirrung, wenn auf S. 205 zu lesen ist: „Er (mein jüngster Bruder) sagte, er vermisse mich sehr zu Hause, und versorgte mich mit allerlei Schnickschnack, indem er ihn ohne mein Wissen in meinem Zimmer liegen liess“. Hier ist entweder der Ausdruck „Schnickschnack“ falsch gebraucht oder der Sinn des englischen Originals verkehrt wiedergegeben. Oftmals verstösst die Uebersetzung gegen den deutschen Sprachgebrauch. Wir sagen weder Vorgrund noch Annahmen, sondern Vordergrund und Beinamen; wir reden nicht von der strudelnden, sondern von der sprudelnden Quelle; dafür, dass jemand sich vergewissert hat, sagen wir nicht: er hat sich verlässigt. Wir sprechen lieber von verlockenden, als von versuchlichen Früchten. Noch weniger sagen wir: „ich unterlag der Versuchung abzuschleichen“; ebenso wenig sprechen wir von der Jenseite. Die Beispiele undeutscher und unzutreffender Ausdrucksweise liessen sich sehr leicht häufen. Störender als die einzelnen Missgriffe wirkt der peinliche Gesamteindruck, dass wir es mit keiner einheitlichen Arbeit, sondern mit einem zusammengewürfelten Stückwerk zu thun haben, sei es nun, dass verschiedene Uebersetzer sich ablösten, oder dass einer mit sprunghafter Unregelmässigkeit die Arbeit machte. Wir würden auf diese Punkte, die manchen Lesern ziemlich nebensächlich erscheinen mögen, nicht näher eingegangen sein, wenn wir nicht aufrichtig bedauern müssten, dass dem edlen und gediegenen Buche für seinen Weg durch Deutschland eine Form gegeben wurde, welche den Inhalt nicht zur vollen Wirkung kommen lässt. Hoffentlich bietet eine neue Auflage Gelegenheit, die Fehler zu bessern.

R. Bendixen.

### Zeitschriften.

- „Mancherlei Gaben und Ein Geist“. Eine homiletische Monatsschrift. 39. Jahrg., 9. Heft, Juni 1900: Hardeland, Leichenreden (Schl.). Predigtentwürfe zu den Evangelien und Episteln der Eisenacher und II. württembergischen Perikopenreihe vom 6.—10. Sonnt. n. Trin. O. Umfrid, Bibelstunden über Jesu Gleichnissreden. Emil Knodt, Neueste homiletische Literatur.
- Mittheilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche in Russland. 56 Bd. N. F. 33. Bd., Mai 1900: G. Seesemann, Englischer Methodismus in der deutschen evangelischen Kirche. E. Althausen, I. Das heilige Abendmahl und die soziale Frage.
- Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums. 44. Jahrg. N. F. 8. Jahrg., 3. Heft, März 1900: P. Asmussen, Das Adlgesicht im vierten Esrabuche. J. Kracauer, Aktenstücke zur Geschichte der Konfiskation der hebräischen Schriften in Frankfurt a. M. L. Lewin, Materialien zu einer Biographie Wolf Heidenheim's.
- Monatsschrift, Kirchliche. Organ für die Bestrebungen der positiven Union. 19. Jahrg., 9. Heft, Juni 1900: L. Adolf, Komm heil'ger Geist. G. Lason, Pfingsten. Oetli, Glaube und Kritik. H. Köhler, Drei Referate des Protestantentages. Monatsumschau. Für die Studirstube. H. Tietzen, Der Werth von Zinzendorf's Satz „mein Schöpfer mein Heiland“ für das praktische Leben. W. Schmidt, Bilder aus dem Leben der russischen Staatskirche.
- Nathanael. Zeitschrift für die Arbeit der evang. Kirche in Israel. 16. Jahrg., 3. Heft 1900: Billerbeck, Abraham's Bedeutung für das Reich Gottes nach Auffassung der älteren Haggada (Schl.). R. Bieling, Aus der Arbeit. Tagebuchblätter.
- Seelsorge, Die, in Theorie und Praxis. Centralorgan zur Erforschung und Ausübung der Seelsorge. V. Jahrg., 6. Heft, Juni 1900: Goetze, Seelsorge im Zellengefängniß. Repke, Die Möglichkeit und Nothwendigkeit der speziellen Seelsorge (Forts.).
- Zeitschrift, Neue Kirchliche. XI. Jahrg., 6. Heft, Juni 1900: Th. Zahn, Neue Funde aus der alten Kirche (Schluss). Luther, Christliche Freiheit und Pelagianismus (Schluss). Th. Kolde, Edward

Irving. Ein biographischer Essay. P. Ewald, „Darum soll das Weib eine Macht auf dem Haupte haben um der Engel willen“. Zeitschrift für Theologie und Kirche (Amerika). 21. Bd., 3. Folge: 1. Bd., 1. Heft, Mai-Juni 1900: C. A. Daniel, Die messianischen Weissagungen der Propheten. Victor Wilker, Die Ergebnisse der neueren archäologischen Forschungen im Orient.

Verschiedenes. Der Tübinger Kirchenrechtslehrer Fr. Thudichum hat seit vorigem Jahre den beiden ersten, aufs Apostolikum und auf den Hebräerbrief bezüglichen Heften seiner Broschürenreihe „Kirchliche Fälschungen“ (Berlin, H. Schwetschke's Verlag) noch drei weitere Hefte folgen lassen. Sie betreffen: 1. „Die Vergötterung der Apostel, insbesondere des Petrus“ (Nr. III, 1899; 114 S.; Preis 2 Mk.); 2. „Jesus, Sohn David's, König der Juden, Hoherpriester und Gott; Gesalbter (Maschiach, Christos), später Sohn des heiligen Geistes und der Jungfrau“; 3. „Die Himmelfahrt Jesu“ (Nr. IV und V [Doppelheft], 1900; 135 S.; Preis 2,50 Mk.). Unbekümmert um die vernichtenden Urtheile, wie sie jenen beiden ersten Lieferungen von sachkundiger Seite allenthalben zu Theil geworden (s. darüber Theol. Lit.-Bl. 1899, Nr. 13 und Nr. 25), fährt der Verf. auch in diesen weiteren Folgen durch Auskrumung paradoxer hyperkritischer Einfälle sich blosszustellen fort. Die neutestamentlichen Episteln gelten ihm sammt und sonders als Fälschungsprodukte der kirchlichen „Priesterpartei“, herrührend aus dem 4. oder frühestens dem 3. Jahrhundert. Selbst der Römerbrief und die Korintherbriefe werden von diesem Verdikt betroffen; desgleichen selbstverständlich die Apostelgeschichte, die Apokalypse und das Johannesevangelium. Etwas glimpflicher geht er mit den synoptischen Evangelien um; betreffs ihrer bleibt er dabei stehen, die mit seiner rationalistischen Vorstellung von Jesu Person und Lehre nicht harmonirenden Stellen als von jener Priesterpartei zur Zeit der arianischen Streitigkeiten oder noch später (!) auf fälschende Weise eingeschoben zu beseitigen. Beispielsweise soll der Taufbefehl Jesu Matth. 28, 19 f. erst nach dem Konzil von 381, und der unechte Markusschluss (Mark. 16, 9—20) erst um das Jahr 400 dem älteren Evangelientext angehängt sein (III, S. 15 u. 22, V, S. 120)! Patristische Gegenzeugnisse gegen diese und ähnliche wildphantastische Einfälle wehrt er kurzerhand damit ab, dass er die betr. Väterchriften gleichfalls als „untergeschoben“ oder „gefälscht“ bezeichnet. Justin's Tryphodialog ist „eine Fälschung des 4. Jahrhunderts“ (IV, S. 63); des Irenäus Werk gegen die Häresien nicht minder (IV, S. 68); Tertullian's Schriften, welche Jesu Taufbefehl bezeugen, desgleichen (III, S. 17) u. s. f. — Gegenüber einem Verfahren, das in so willkürlicher Weise allen Grundsätzen einer gesunden historischen Kritik Hohn spricht, lässt sich theologischerseits eine wissenschaftliche Vertheidigung überhaupt nicht versuchen. Der Verf. reiht sich jener Klasse inferiorer Dilettanten auf dem Felde der Bibelkritik an, die — wie die Herren Lommel, Balduin Säuberlich, Domela Nieuwenhuis, Kautsky etc. — nach dem Beifall solcher Leserkreise wie etwa der des „Vorwärts“ trachten. Wenn die Organe theologischer Wissenschaft seinen Arbeiten auf diesem Felde eine nur pathologische Bedeutung zuerkennen, darf er sich nicht wundern. †.

### Personalien.

Am 8. Juni † in Königsberg i. Pr. Konsistorialrath Professor D. Sommer in einem Alter von fast 90 Jahren.

### Eingesandte Literatur.

Konfirmandenbüchlein für die Jugend evangelischer Gemeinden. 26. verbesserte Auflage. Altenburg, H. A. Pierer. 55 Pf. — Sperl, August, Lebensfragen. Aus den Papieren eines Denkers bearbeitet. Zweite Auflage. München, C. H. Beck (Oskar Beck). 3 Mk. — Albrecht, Ludwig, Die ersten fünfzehn Jahre der christlichen Kirche. Ebenda. 3 Mk. — Mommert, Carl, Golgatha u. das hl. Grab zu Jerusalem. Leipzig, E. Haberland. 5,50 Mk.

Soeben erschienen:

Luthardt, D. Ehr. Ernst,

# Kompendium der Dogmatik

Zehnte vermehrte und verbesserte Auflage.

Preis 7 Mk., geb. in Ganzleinw. 8 Mk.

Leipzig.

Dörffling & Franke.